

Frankfurter Allgemeine Archiv

Frankfurter Allgemeine Zeitung, 11.07.2019, Nr. 158, S. R1

Wenn vom Wanderschuh die Sohle abschmilzt

Von Wittlich nach Gerolstein und vom Hölzchen zum Stöckchen: Begegnungen und Erlebnisse auf Lieserpfad und Eifelsteig bei Temperaturen knapp unter vierzig Grad.

Von Freddy Langer

Bei Superlativen ist Vorsicht geboten. Immer. Deshalb auch bei dem denkwürdigsten Satz, den ich auf meiner Wanderung von Wittlich nach Gerolstein zu hören bekam. Gleich am ersten Abend, also noch bevor ich mich überhaupt auf den Weg gemacht hatte, auf den Lieserpfad, um genau zu sein, der von manchen als der schönste Wanderweg Deutschlands, wenn nicht sogar der Welt bezeichnet wird und zwei, drei Tagesetappen lang identisch ist mit dem Eifelsteig. Diesen denkwürdigsten Satz meiner Tour sprach Friedhelm Schneck, Wirt und Besitzer des Wittlicher Traditionshotels und -gasthofs Schneck in der sechsten Generation, in der einen Hand ein Bierglas, die andere am Zapfhahn, aus dem in diesem Augenblick nur noch eine winzige Schaumwolke spritzte und wie ein letzter Seufzer ein wenig Luft herauspuff, weshalb Herr Schneck in den Keller gehen musste, um das Fass auszuwechseln. Aber zuvor sagte er: "Bitburger ist das beste Bier der Welt!" Und bevor ich "Einspruch, Euer Ehren!" rufen konnte, fügte er an, fast einer Aufforderung gleich, auch das neue Fass nur recht bald zu leeren: "Abends Bit, morgens fit." Auf den Test allerdings ließ ich mich gerne ein.

Mehr noch. Diese Tür war längst ganz weit aufgestoßen. Denn als Programm meiner Tour von Wittlich nach Gerolstein hatte ich mir vorgenommen, an jedem Ausflugslokal entlang der Lieser, dieses launig plätschernden Bächleins, ein Bier zu trinken. Notfalls zum Radler gepanscht, falls es zu heiß werden würde und die Einkehrmöglichkeiten zu rasch aufeinander folgten. Aber diesen Eindruck erweckten die spärlich gesetzten Symbole auf der Wanderkarte eher nicht. Als ich am nächsten Morgen losging, packte ich vorsichtshalber einen Liter Wasser in den Rucksack.

Den Gasthof Schneck hatte ich in guter Erinnerung. Vor langer Zeit durfte ich dort einmal in einem der Fremdenzimmer duschen und mich umziehen, als ich nach einem Sturz im Wald und Stunden in strömendem Regen wie ein begossener Pudel, und ein von Kopf bis Fuß verdreckter dazu, in die Gaststube getreten war. Damals reichte die Zeit nur für ein kleines Bier, dann nahm ich ein Taxi zum Bahnhof und fuhr von dort aus mit Umstieg in Koblenz durch eine vorweihnachtliche Nacht nach Hause, aber ich hatte versprochen wiederkommen. Dass bis dahin zehneinhalb Jahre vergehen würden, hatte ich freilich nicht geahnt.

Es saßen vor allem ältere Herren im Gasthof Schneck, einem ausgewiesenen Raucherlokal. Einige hatten an den Tischen Platz genommen, die meisten an der Theke, die eine Art L bildet und als innenarchitektonische Besonderheit von einer Säule unterbrochen wird, die so breit ist, dass ein Spielautomat daran hängt und man nicht drum herum schauen kann. Ich saß genau zwischen dem Spielautomaten und Walter, der es sich im Eck bequem gemacht hatte. Wir kamen rasch ins Gespräch, und nachdem wir Friedhelm Schnecks Lob auf die Biermarke ein wenig relativiert hatten, redeten wir über das, worüber ältere Herren gerne reden, nämlich früher, und Walter, der einen französischen Pass besitzt und deshalb seinen Vornamen Voltaire ausspricht, erinnerte sich an die Zeit, als er noch langes Haar hatte und Wittlich mit seiner Rockband aufmischte. Die englischen Texte, sagte er, hätten sie nach Gehör auswendig lernen müssen, weil keiner von ihnen auch nur ein einziges Wort Englisch sprach. Bis heute nicht, und wenn er ehrlich sei, wisse er nicht einmal, was der Satz auf seinem T-Shirt - "See you at the Beach" - bedeute. Was ihn aber nicht daran gehindert hat, um den halben Globus zu reisen: "Thailand, Karibik, Afrika. Überall gewesen." Und als wolle nun auch Friedhelm Schneck dezent darauf hinweisen, dass Großstädter dazu tendierten, die Provinz zu unterschätzen, gesellte er sich zu uns, rückte die Hosenträger gerade und erwähnte en passant, dass er zehn Fremdsprachen könne und vier Jahre in Südafrika verbracht habe, bevor er vor endlos langer Zeit den Geschwistern die Gaststätte aus der Erbmasse der Eltern abgekauft hat. So, wie er von dem Gasthof sprach, klang es nicht danach, als ob er auch in siebenter Generation von der Familie geführt würde. Schon jetzt wirkt er aus der Zeit gefallen, mit dem Store vor dem Fenster aus jenen Tagen, als man die Gardine noch als die Visitenkarte des Hauses bezeichnete, und den vielen Grünpflanzen aus der weiten Familie des Gummibaums auf dem niedrigen Fensterbrett, mit dem Teller voller Würste auf der Zapfanlage, sogenannten Rohessern, von denen am Ende des Abends ein halbes Dutzend auf meinem Bierdeckel notiert waren, und der kopfüber aufgehängten Mariacron-Flasche im Magnumformat.

Wittlich ist ein überschaubares Städtchen. Aber groß genug für einen wunderbaren Marktplatz, umgeben von Häusern aus der Zeit des Barock und Biedermeier und von kleinen Restaurants mit internationaler Küche zum Mitnehmen. Eine schmale Gasse hat man vom Autoverkehr befreit. Gesäumt von Cafés und kleinen Läden samt Buchhandlung und Apotheke sowie einer Armee gusseiserner Straßenlaternen, windet sie sich einen Hügel hinauf und endet an dem Glas- und Betonkubus eines Einkaufszentrums, in dem es so kalt ist wie in einem Kühlschrank, weshalb man in diesen Tagen schon allein darum halb Wittlich und Umgebung in den Läden hätte vermuten können. Aber es war nahezu leer. Dabei bezeichnet sich Wittlich mit seinem Einzugsgebiet von sechsfünfzig Gemeinden in der Eigenwerbung als die "Kaufstadt" der Region.

Wo genau Wittlich innerhalb der Region verortet ist, bleibt indes offen. Das Weingut Mertes, das seine Weinberge am Rande der Stadt, oberhalb von Freibad und Sportplatz, pflegt, schreibt "Mosel" auf das Etikett seiner Flaschen. Dadurch verkauften sie sich besser. Und "Eifel-Wein" klingt wirklich nur wenig attraktiv. Anders sei es bei den Grundbeeren, wie hier die Kartoffeln genannt werden. Sie profitierten gerade von der Herkunftsbezeichnung Eifel. Erreicht man Wittlich von Koblenz aus mit der Bahn, fühlt man sich in einer Art Niemandsland. Endlos folgt der Zug zunächst den zahlreichen Bögen und Schleifen der Mosel, die sich wie tänzelnd durch die Landschaft bewegt und keineswegs eingequetscht zwischen Bergen und Hügeln wirkt, sondern überschäumende Lebensfreude ausstrahlt. Manche Ortsnamen sind für den Fremden gewöhnungsbedürftig, Koben-Gondorf etwa, Alken und Hatzenport, Müden und Klotten, aber die Orte selbst, über denen bisweilen stolz eine Festung wacht und aus deren Dächermeer aus schwarzem Schiefer sich in der Mitte stets ein Kirchturm reckt, vermitteln ein solch beschauliches Bild, dass man die Reise dort nur allzu gerne unterbrechen würde. Dann biegt der Regionalexpress mit dem Ziel Trier jäh im rechten Winkel in einen nicht enden wollenden Tunnel ab, bis er in einer völlig anderen Topographie zurück ans Licht kommt, geprägt von Äckern und Feldern auf plattem Land.

Walter, oder eben Voltaire, verglich die Lage Wittlichs mit einer Zwickmühle und wies darauf hin, dass der Eifelsteig ja nicht zufällig eine halbe Tagesetappe entfernt verlaufe. Für Friedhelm Schneck hingegen gehört der Ort zur Eifel: Der Boden sei vulkanisch, und zu den Maaren sei es näher als zur Mosel. Mein Hinweis, dass ich genau dorthin unterwegs sei, zu den Maaren, machte keinen allzu großen Eindruck auf die beiden Herren. Friedhelm Schneck sagte gar nichts dazu. Und Walters Kommentar zum Lieserpfad blieb mit der Beschreibung "Hoch und runter" zunächst denkbar knapp. Dann zuckte er mit den Schultern, bevor er anfügte: "Wie das Leben."

Einen Unterschied zum Leben allerdings gibt es doch: Ein Wanderweg führt von einem Ort zum anderen, gleichsam von A nach B, Orte also, die man benennen kann, und nicht lenkt unterwegs ab, anders als es sonst im Leben unentwegt der Fall ist. Wann schon ist man so konzentriert nur einem Ziel verhaftet, dass man sich genaugenommen auf gar nichts mehr konzentrieren muss. "Nichts zu denken war mein Sinn", heißt es in der Wanderlyrik. Ich spreche in diesem Zusammenhang deshalb gerne von Sauna fürs Gehirn.

Es war heiß am nächsten Tag. Schon am frühen Morgen. Als unsichtbare Wand hatte sich die Hitze vor der Tür des Hotels aufgebaut. Und gleich bei meinem ersten Schritt schlug ich volle Kanone mit dem Kopf dagegen. Mehr als dreiundzwanzig Kilometer sind es von Wittlich nach Manderscheid. Es ist die längste Etappe des Lieserpfads, 554 Höhenmeter geht es hinauf, 345 Höhenmeter hinunter. Sieben Stunden und sieben Minuten sei man unterwegs, heißt es im Internet. Aber ich rechnete mir aus,

es in knapp unter sechs Stunden zu schaffen, und glaubte, damit den noch höheren Temperaturen des Nachmittags ein Schnippchen schlagen zu können. Der Wetterbericht hatte achtunddreißig Grad prophezeit. Trotzdem wollte ich zumindest in der Alten Pleiner Mühle eine Pause einlegen. Schon allein des Bieres wegen. Doch obwohl das Ausflugslokal entlang des Wegs mit Entfernungsangaben auf hundert Meter genau für sich wirbt, erfährt man erst an Ort und Stelle, dass es die halbe Woche über geschlossen ist. Da hatte ich erst fünf Kilometer hinter mir, war aber schon zweimal versucht gewesen, nach meiner Wasserflasche zu greifen. Den Ernst der Lage indes begriff ich noch nicht.

Dass warme Luft aufsteigt, wie es im Physikunterricht gelehrt wird, bestätigte sich an diesem Tag nicht; im Gegenteil. Längst tropfte sie selbst im Wald immer dort durch die Bäume, wo ihr Zweige und Laub den Raum dazu gaben. Dann legte sie sich schwerer auf die Schultern als der leicht gepackte Rucksack. Zwei T-Shirts, zwei Polohemden, eine kurze Hose sowie ein Paar sehr leichter Schuhe, mehr war ja kaum drin - aber schon das genügte, dass er trotz der raffinierten Erfindung eines Hightech-Rückennetzes mit meinem Körper unschön verklebte. Andererseits gehört es zu jeder Tour dazu, ein bisschen zu leiden, und womöglich bezieht sie überhaupt erst daraus ihren Wert: Wenn man, statt aufzugeben und alles hinzuschmeißen, woran man bei jeder längeren Wanderung irgendwann einmal denkt, wieder in die Spur kommt.

Dort, wo Lichtungen sich öffneten, hatte die Hitze wieder ihre unsichtbare Wand errichtet. Und dort, wo der Pfad unter freiem Himmel am Rand von Feldern entlangführte, war die Luft wie zu einer zähen Masse gestockt, durch die man sich mit ähnlich vollem Körpereinsatz kämpfen musste wie durch die mehr als mannshohen Büsche und Brombeerhecken, mit denen der Lieserpfad zugewachsen ist, kaum dass man das Schild "Willkommen in der Gemarkung Minderlittgen" passiert hat. Jetzt hätte ich mich sogar über ein Bitburger gefreut. Doch statt eines beschlagenen Bierglases, über dessen Rand verführerisch der Schaum trieft, zeigte das Bild, das sich vor meinem inneren Auge zusammensetzte, einen Mann, der aussah wie Friedhelm Schneck, in grauer Hose und einem weißen Hemd vor einem Getreidefeld stand und sich in praller Sonne mit einem Taschentuch den Schweiß vom Kopf wischte: das von Erik Henningsen entworfene Werbeplakat einer dänischen Brauerei, deren Bier zwar über den gesamten Globus vertrieben wird, aber ebenfalls nicht das beste der Welt ist.

Mittlerweile war es um mich herum ruhig geworden. Die Waldarbeiter hatten ihre Motorsägen ausgeschaltet und machten vermutlich Mittag. Die Vögel, die morgens noch der Sonne entgegenjubilierten, waren verstummt. Im Getreide saßen schlapp die Schmetterlinge, die Flügel zusammengeklappt. Nur die Bremsen waren nicht zu bremsen, wenn man das so sagen darf, weshalb ich mit der Wanderkarte im Sekundentakt auf Waden, Arme und Nacken schlug, dass es von Ferne ausgesehen

haben muss, als gäbe ich seltsame Signale. Hin und wieder dröhnte es minutenlang am Himmel, und die Luft vibrierte, als landete irgendwo in der Gegend eines der Raumschiffe, wie Roland Emmerich sie für seine Endzeitfilme erfunden hat. Aber zu sehen war nichts. Erst viel später, wiederum auf freiem Feld, sah ich zwei Starfighter am wolkenlosen Firmament kratzen, ihre Schatten wie bei einer Aufholjagd in direkter Linie unter dem Rumpf, während sie ihren Lärm wie eine kilometerlange Schleppe hinter sich herzogen.

Es wurde heißer, so heiß, dass es kaum wärmer gewesen sein kann, als aus den dreihundertfünfzig längst erloschenen Vulkanen der Eifel noch Lava gekrochen kam. Und davon, dass die Sonne allmählich an sich selbst verglüht, war auch nichts zu spüren. Deutschlands auflagenstärkstes Boulevardblatt reagierte auf den bis dato heißesten Tag des Jahres auf der Titelseite mit der Aktion, tausend Ventilatoren verschenken zu wollen, die mir am Lieserpfad natürlich nichts genutzt hätten. Aber ich befolgte ja nicht einmal den Rat des "Trierischen Volksfreunds", der in seiner Titelgeschichte "Hitze hat die Region im Griff" schrieb, unbedingt rechtzeitig zu trinken, "noch bevor das Durstgefühl einsetzt". Doch mein Wasser anzubrechen, traute ich mich nicht. Ich hatte ja nicht einmal die Hälfte des Wegs hinter mir. Dabei entbehrte es natürlich nicht einer gewissen Ironie, dass der schmale, wunderbar romantisch von Farnen und umgestürzten Bäumen gesäumte Wanderweg dem Lauf eines Baches folgt, aber eben in solcher Höhe zumeist, dass nicht daran zu denken war, die steilen Hänge hinabzusteigen. Was mich an den spanischen Hauptmann Don García López de Cárdenas und seine Soldaten erinnerte, die 1540 als erste Weiße am Rand des Grand Canyon standen, dem Verdursten nahe, und dann tagelang der Abbruchkante folgten, den Colorado stets vor Augen, den Versuch, zum Wasser zu kommen, jedoch aufgeben mussten.

Es war wie verhext: Ausgerechnet dort, wo der Pfad endlich einmal zur Lieser hinunterführte und sie auf einer Brücke querte, trieben seltsame Schaumfetzen auf dem Wasser. Der Motorradfahrer, den ich anhielt, als der Weg eine Bundesstraße kreuzte, wiederum riet davon ab, zum Dorf Schladt abzubiegen, das auf der Wanderkarte nur einen Katzensprung entfernt liegt. Die Straße führe in praller Sonne über glühenden Asphalt in etlichen Serpentinaen steil den Berg hinauf. Ich würde verbrennen, bevor ich ankäme. Und einen Laden habe er dort auch nicht gesehen. Wie ein Geschenk des Himmels erschien mir deshalb das Rinnsal, das keinen Kilometer später in einer Schotterspur über den Waldweg rann und dann in den Wald hinuntertropfte, wo ich es auffing, als sei es reinstes Gerolsteiner, verfeinert mit allen Mineralien, die das Vulkangestein bereithält samt der natürlichen Kohlensäure. Um Arme und Gesicht zu kühlen, reichten die paar Tropfen kaum aus, dafür wusste ich jetzt, wie Hunde sich fühlen, wenn sie eine Pfütze ausschlabbern.

Tatsächlich hatten zu der Zeit bereits einige Leichen meinen Weg gesäumt - ein-.

Fortsetzung auf Seite 5.

mal zwei Maulwürfe, die besser unter der Erde geblieben wären, einmal zwei Kröten, die dick und fett auf dem Rücken lagen und alle viere der Sonne entgegenstreckten. Gemeinsam mit der Wasserratte, die abends zuvor in Wittlich Hölzchen und Stöckchen in die Uferböschung der Lieser geschleppt hatte, wäre das Ensemble vom "Wind in den Weiden" beieinander gewesen. Aber wie sie da nun paarweise lagen, ganz dicht beieinander, als hätten sie voneinander noch Hilfe erwartet, glichen sie eher den Urzeittieren, die in dem Disney-Film "Fantasia" zu Strawinskys "Le Sacre du Printemps" bei ihrer Flucht vor der Trockenheit in der glühenden Hitze verenden.

Der Engländer Laurie Lee, der im Sommer 1934 von einem Dorf in Gloucestershire aufbrach, bis nach Spanien spazierte und anschließend das vielleicht schönste Reisebuch je geschrieben hat, "As I Walked Out One Midsummer Morning", behauptet darin, dies Ziel gewählt zu haben, weil er immerhin den einen Satz auf Spanisch sprechen konnte, nämlich, ob man ihm bitte ein Glas Wasser geben könne. Spanisch wäre in der Eifel gar nicht nötig gewesen, allenfalls um Friedhelm Schneck zu imponieren. Aber es gab ja überhaupt niemanden, den ich hätte ansprechen können. Und dann löste sich die Sohle vom Schuh.

Erst hinten, unter der Ferse, und es machte lustig "Schlapp, schlapp", ohne dass ich zunächst verstand, woher der seltsame Ton kam, und als ich es begriffen hatte, war ich wiederum froh über jedes Mal, wenn ich ihn hörte, weil ich dann wusste, dass die Sohle noch nicht abgefallen war. Ich habe bei meinen Wanderungen schon häufiger Sohlen am Wegesrand liegen sehen und jedes Mal gedacht, hättet ihr halt nicht an der falschen Stelle gespart. Aber meine Schuhe waren nicht billig gewesen, und sie haben sich in den vergangenen Jahren auch immer bewährt. Ich bin darin durch Schwedisch Lappland gelaufen, habe mit ihnen die Alpen überquert, bin eine Woche lang ums Murnauer Moos spaziert und hatte sie auch an, als ich vor zehneinhalb Jahren schon einmal, im Winter, die genau gleichen Etappen des Eifelsteigs und des Lieserpfads gegangen bin, die ich mir jetzt vorgenommen hatte, nur in umgekehrter Richtung. Und nie hatten sie mir Probleme bereitet. Hundertsechzig Teile würden für einen guten Bergschuh am Schnittpunkt von Handwerk, Kunst und Wissenschaft miteinander vernäht, vernietet und klebeverzwickt, hat mir bei Gelegenheit der Schuster erzählt, der genau diesen Schuh entwickelt hat. Dass in der Kälte Klebeband einfach zersplittert, das hatte ich während einer Wanderung im sehr hohen Norden bei eisigsten Temperaturen einmal einigermaßen erschüttert feststellen müssen. Aber darauf, dass der Leim einer Sohle sich bei Temperaturen verflüssigt, die man als Wanderer guten Gewissens brutal nennen kann, die aber doch noch immer fern jedes Laborexperiments liegen sollten, wäre ich im Traum nicht gekommen. Da löste sich die Sohle auch vorne und rollte sich gleich beim ersten Schritt unter dem Schuh zusammen wie die Zunge eines Chamäleons, nur eben andersherum, und es fehlte nicht viel, dass es mich in hohem Bogen auf den Feldweg geschmissen hätte.

Nun wurde das Laufen kompliziert. Und mir fiel nichts Besseres ein, als den Fuß bei jedem Schritt mit der gesamten Sohle aufzusetzen. Etwa so wie die Lipizzaner der Wiener Hofreitschule, wenn sie staksen wie ein Storch, oder wie John Cleese von Monty Python im Ministerium für seltsames Gehen. An die Absicht, mich beim Wandern ein wenig selbst zu verlieren, war fortan ebenso wenig zu denken wie an das Ziel, die Tour in knapp sechs Stunden zu beenden.

Natürlich hatte ich diesmal kein Klebeband im Rucksack, obwohl es hier ganz bestimmt nicht gesplittert wäre. Aber ein Gott hatte Erbarmen, und wie vom Himmel gefallen lag plötzlich ein Taschentuch vor meinen Füßen, das genau das Taschentuch hätte sein können, mit dem sich der Mann aus der Bierwerbung für Tuborg den Schweiß vom Kopf wischt. Es reichte zusammengerollt um den Schuh herum und auch noch für einen Doppelknoten. So ließ es sich gehen, langsam und konzentriert. Rund um den Fundort nach Bierdosen zu suchen schien mir indes wenig erfolgversprechend. Als ich davon am Abend auf der Terrasse der Pension Sonneck in Manderscheid bei reichlich Eifeler Landbier und Vulkan Helles erzählte, glaubte sich am Tisch jemand daran zu erinnern, dass auf dem Etikett hinter dem durstigen Mann ein Elefant in der Landschaft stehe. Er trug das ganz ernst vor, und ich dachte nur, wie erschreckend es ist zu erleben, was Hitze mit einem anstellen kann. Ich selbst hatte mir die Zeit beim Gehen verkürzen wollen, indem ich meine Schritte von hundert rückwärts zählte. Aber immer spätestens bei siebzig kam ich damit völlig durcheinander.

Gabi Trosdorff war als Entwicklungshelferin in Afrika, bevor sie in Manderscheid die bezaubernde Pension Sonneck mit acht Zimmern eröffnet hat. An Hitze war sie also gewöhnt. Aus Tansania hat sie den Gruß "Hadithe, Hadithe" übernommen, der frei übersetzt bedeutet: Welche Geschichte hast du mir mitgebracht? Abends am Tisch wurde er zum Programm. Und dort nun, in ihrem Garten, von dem aus man hinunter auf eine der beiden alle Bedingungen der romantischen Kunst erfüllenden Burgruinen im Liesertal schauen kann und in dem sich nach Sonnenuntergang Heerscharen von Leuchtkäfern ein Stelldichein gaben, dort wäre wohl der richtige Ort und Zeitpunkt gewesen, über den Tag nachzudenken, über all die Eindrücke in den verwunschenen Wäldern und zwischen den offenen Feldern, aber diese Eindrücke waren bereits verblasst, wie ausgebleicht von gleißendem Licht und unbarmherziger Hitze. Wahrscheinlich ist genau das gemeint, wenn man sagt, die Sonne habe jemandem das Hirn verbrannt.

Dafür erzählte Gabi Trosdorff von den jüngsten Entwicklungen in der Eifel und in Manderscheid. Die Zeiten, da es in dem Kurort ein Modegeschäft, ein Fahrradgeschäft, kleine Läden und viele Restaurants gab, sind lange vorbei. Erst jüngst seien wieder zwei Hotels geschlossen worden, Lokale gebe es überhaupt nur noch zwei. Was ich in Erinnerung hatte von der früheren Tour, stehe alles zum

Verkauf. Aber die Kosten für die Modernisierungen seien so hoch, dass sich die Investition nicht rentiere. Eine Klage, die ich in den kommenden Tagen noch häufiger hören sollte und für die ein Wirt allein für die Ortschaft Daun dreizehn Beispiele aufzählen konnte - und da hatte er sein eigenes Haus noch gar nicht mit auf der Rechnung. Dabei suchte auch er einigermaßen erfolglos nach einem Käufer. Die Kinder jedenfalls hatten keine Lust, das Lokal zu übernehmen. In fünfundvierzig Jahren, sagte er, als wir abends auf der Terrasse bei ein, zwei Gläsern Bitburger plauderten, anderes Bier hatte er nicht, nicht einmal in Flaschen, in fünfundvierzig Jahren also, und es klang sehr verbittert, habe sein Sohn nicht ein einziges Bier gezapft. "Mehr muss ich nicht sagen." Dann sprang er vom Tisch auf, als müsse er irgendwohin mit seiner aufgestauten Enttäuschung.

Und wo bleiben dann die Touristen? Für sie werden mit Geldern der Europäischen Union Erlebniswege wie der "Achtsamkeitspfad" entlang der Kyll angelegt, an dem man etwa auf einem Xylophon aus Bambusstangen spielen oder seinen Kopf in das Loch eines Steins legen kann sowie durch eine Art Flüstertüte dem Rauschen des Baches lauschen soll. Davon erzählte Gabi Trosdorff auf ihre Terrasse, und wie sie es beschrieb, klang es nach einem Schildbürgerstreich oder ihrer Erfahrung mit Entwicklungshilfeprojekten in Tansania. "Völlig krank", kommentierte jemand am Tisch diesen Humbug. Dabei soll es noch besser kommen: Mit einer Hängebrücke und einer Zahnradbahn für Manderscheid, um den Radtouristen die Steigung zu ersparen. Und dann erzählte jemand noch, dass man Flüchtlingen Jobs angeboten habe, im Herbst den Lieserpfad mit Bläsern vom Laub zu befreien. Aber das gehört hoffentlich ins Reich boshaft in die Welt gesetzter Gerüchte.

Für mich aber glich Manderscheid einem kleinen Paradies. Ein Schuster reparierte noch am Abend meinen Schuh. Im Lokal Alte Molkerei erhielt ich nicht nur das beste Schweinerückensteak der gesamten Reise, sondern durfte auch den Bierkrug mit der Aufschrift Eifeler Landbier, das beste Bier der Eifel und weit darüber hinaus, als Souvenir behalten. Und als bereits beim Frühstück auf der Terrasse der Pension Sonneck das Thermometer fünfundvierzig Grad anzeigte, reichte mir Gabi Trosdorff mit einem Lächeln einen Regenschirm, um den mich für den Rest des Tages jeder entgegenkommende Wanderer beneidete. Im Rucksack hatte ich diesmal vier Liter Wasser. Weshalb es mich nicht im Geringsten störte, dass das Ausflugslokal Üdersdorfer Mühle einen Ruhetag eingelegt hatte. Den weniger gut ausgerüsteten Wanderern allerdings hätte ich gewünscht, dass es in deren Angebot auf einer Art Buffet, für das man sein Geld in ein Holzkästchen legt, auch Wasser oder Erfrischungsgetränke gegeben hätte - und nicht nur Kerzen und Honig, Essig und mit Akazienhonig verfeinerten Eierlikör.

Tag zwei führte zu den Maaren, Kraterlöchern, die mal mit Gras bewachsen sind und als Weideflächen dienen, oder mit Wasser gefüllt, was sie freibadtauglich macht. Etwa in Schalkenmehren. Der Ort wirkte wie ausgestorben. Die Rollläden der

meisten Häuser waren heruntergelassen, um die Hitze auszusperrten, die an mir nun vom Straßenbelag aus in gekräuselten Schlieren nach oben kroch. Dagegen half nicht einmal mehr mein Regenschirm. Dort, wo die Fenster wenigstens einen Spaltbreit offen waren, sah es weniger so aus, als zwinkerten sie mir zu, als dass ich sie aus dem Schlaf gerissen hätte und sie nun unter fast geschlossenen Wimpern hindurchschauten, welcher Fremde sich da in den Ort schleppt. Augenblicklich gingen mir die immergleichen Szenen etlicher Italo-Western durch den Kopf. Aber dann hörte ich von Ferne jenen eigentümlichen Klang, der über jedem Freibad und jedem Badesee liegt, in dem Kinder toben oder in den langen Schlangen vor den Kiosken lautstark beraten, ob sie Ketchup oder Mayonnaise zu ihren Pommes bestellen sollen. Auch ich machte mir darüber bereits Gedanken, kehrte dann aber, meinem Programm gemäß, zunächst im Café Maarblick der Familie Lenerz ein, von dessen Terrasse ich abwechselnd aufs Schalkenmehrener Maar und auf die Kirchturmuhre schaute. Beide lagen unbeweglich vor mir. Kein Windhauch kräuselte die Wasseroberfläche, und die Zeiger standen meinen gesamten Kaffeehausbesuch über auf 9.40 Uhr, was viel poetischer klingt, wenn man es zehn nach halb zehn nennt und ein schöner wiederkehrender Satz für eine Geschichte über Schalkenmehren sein könnte. So wie vier Uhr zweiunddreißig in dem Roman "Puckoon" von Spike Milligan, in dem sich die Bewohner des irischen Dorfes Puckoon bei ihrem gesamten Tagwerk an der vor dreihundert Jahren stehengebliebenen Kirchturmuhre orientieren. "Was, schon 4.32!", sagt der eine. "Ach, erst 4.32" der andere. "Oh, 4.32, genau die richtige Zeit für ein Bier" noch ein anderer. So wenigstens habe ich es in Erinnerung. Als ich die Kellnerin fragte, wie man im Ort mit der Kirchturmuhre umgehe, tat sie so, als erfahre sie zum ersten Mal, dass sie stehe. Dann tippte sie auf ihre Armbanduhr und sagte: "Zeit für den Personalwechsel." Ich bezahlte, und kaum fünf Minuten später sprang ich in den Vulkansee. Erst eine drei viertel Stunde später wiederum, nun schon am Toten Maar unterwegs, über dem fast sichtbar die Stille schwebte und an dessen Ufer Schilder davor warnten, die Eisfläche zu betreten, fiel mir auf, dass ich gar nicht von dem Wasser gekostet hatte. Gerochen jedenfalls hat es nicht nach Schwefel. Und vulkanisch heiß war es auch nicht gewesen; im Gegenteil.

Am Abend dann Neunkirchen bei Daun mit der größten Dorfkirche des Universums, aber ohne Dorfgaststätte. Die Alte Mühle hat ihr Restaurant vor fünf Jahren geschlossen. Jetzt vermietet sie nur noch Zimmer, und ausgebucht ist sie nur, wenn am Nürburgring Autorennen oder Rockkonzerte stattfinden. Wanderer auf dem Eifelsteig sehe er an manchen Werktagen nur einen einzigen, sagte der Wirt, obwohl der Pfad geradewegs über seinen Parkplatz führt. Das sei ja das Schöne an dem Weg, dass man seine Ruhe habe, war ich versucht zu antworten, behielt es aber für mich. Dann schickte mich die Wirtin einen Ort weiter, nach Steinborn, wo sich ein Hotelrestaurant auf sechs Wochen lang trockengereiftes "Superior Beef" spezialisiert hat, die "Königsklasse unter den Steaks", wie die Speisekarte informierte. Wer will, kann durch Glasscheiben dem Fleisch beim Trocknen zuschauen. Am Nachbartisch

tauschten drei junge Paare ihre Einkaufserfahrungen bei Guggi in Köln und Tiffany's in Frankfurt aus, und ich dachte, dass ich vielleicht das Angebot der Wirtin in der Alten Mühle hätte annehmen sollen, mir ein paar Brote zu schmieren.

Später, als ich noch einmal vor der Alten Mühle saß, schien die restliche Welt mit einem Mal ganz weit fort zu sein. Alles, was man unter dem lauwarmen Abendhimmel noch hörte, war das Tuckern eines Traktors in der Ferne und das Schnauben eines Pferdes auf der Koppel gegenüber der Terrasse. Wie kommt es, dass eine Retro-Welle der anderen folgt, aber niemand Lust hat auf Retro-Urlaub, ging es mir durch den Kopf.

Der nächste Tag war kurz. Was der Sturm Xynthia in der Eifel angestellt hat, hatte ich mir in einem Feld umgestürzter Bäume, einer sogenannten Windwurflläche, noch angeschaut und auf Informationstafeln gelesen, wie ja überhaupt entlang der Wanderwege im Land der Dichter und Denker immer etwas zu lesen steht und auch der Eifelsteig schon auf nur diesen drei Etappen begleitet wird von einem Baumlehrpfad, einem Waldlehrpfad und einem Vogellehrpfad, als müsse jede Wanderung auch einen Lehrauftrag erfüllen. Bei mir aber verabschiedete sich der Geist, und das Unterbewusstsein übernahm die Führung. Ich kam vom Weg ab, und statt mich nun im Wald zu verirren und verlorenzugehen, was auch seinen Reiz gehabt hätte, stand ich plötzlich einem Wegweiser nach Gerolstein gegenüber, dem ich entnahm, dass ich mir nichts, dir nichts zehn Kilometer abgekürzt hatte. Ich dankte meinem Instinkt und checkte zweieinhalb Stunden früher als geplant im Hotel am Brunnenplatz ein.

Am Abend dann ein letztes Lokal, die West-Tor-Schmiede. Die Gäste kamen und gingen wie in einer Daily Soap im amerikanischen Fernsehen. Jeder kannte jeden. Kaum einer musste bestellen, vielmehr stellte die Wirtin immer im richtigen Moment immer die richtigen Getränke auf die Theke. Als ich nach Eifeler Landbier fragte, erntete ich fragende Blicke. Durchfall bekäme man von dem trüben, unfiltrierten Bier, wogegen ich vergebens Einspruch erhob, aber immerhin war ich augenblicklich mit allen im Gespräch.

Die West-Tor-Schmiede ist eingerichtet wie das Antiquitätengeschäft im selben Haus, nur noch gemütlicher, und man wunderte sich nicht, wenn Preisschilder an all dem Nippes, den alten Tischen und den gemütlichen Sesseln hingen. An diesem Abend aber saßen und standen alle um den Tresen herum. Die Gespräche drehten sich um die Schwierigkeiten der Renovierung eines denkmalgeschützten Hauses, um den schlecht ausgebauten öffentlichen Nahverkehr, um den miserablen Internetzugang, der dazu führt, dass der Besitzer eines lokalen Lebensmittelladens bis zu zweieinhalb Stunden braucht, um am Computer seinem Lieferanten die Bestellung für den nächsten Tag durchzugeben. Als der Bürgermeister hereinkam, stand die Frage im Raum, wie es mit Gerolstein weitergehe. Gebt mir etwas Zeit, war

die Antwort sowie eine Lokalrunde. Es war sein erster Tag als Bürgermeister. Es kommt einiges auf ihn zu.

Und damit hätte die Geschichte ihr Ende haben können. Aber eine Mischung aus schlechtem Gewissen und Ehrgeiz gab mir am nächsten Morgen einen Schubs zurück auf den Eifelsteig, um das abgeschnittene Stück doch noch zu gehen. Denn den Höhepunkt dieser Etappe hatte ich verpasst: den Aussichtsturm Dietzenley. Es war früher Morgen, den Ausblick von oben hatte ich ganz für mich allein, aber selbst unten, in den Dörfern der Täler und auf den Weiden entlang der Hügel, bewegte sich nichts, als liege alles noch im Schlaf. Selbst die Windräder am Horizont standen still. Es war der genau richtige Abschied.

Auf dem Weg zum Bahnhof füllte ich sicherheitshalber meine Alu-Flasche am Helenbrunnen auf, aus dem ein ganz ähnliches Wasser tröpfelt, wie es wenige Kilometer entfernt täglich, mit ungleich kräftigerem Druck, in mehr als drei Millionen Flaschen gefüllt wird. Aber ich brauchte es nicht. Der Eifel-Express nach Köln war wunderbar klimatisiert. Der Zug war voller Schulkinder, die von Gerolstein aus zurück in ihre Dörfer fahren. Sie rannten ausgelassen herum, grölten und hielten sich gegenseitig ihre Zeugnisse unter die Nase, die an diesem letzten Schultag ausgegeben worden waren. Jetzt würde der Sommer überhaupt erst beginnen.

Information telefonisch unter 06551/96560 sowie im Internet: www.eifel.info



Alle Rechte vorbehalten © Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt am Main
Vervielfältigungs- und Nutzungsrechte für F.A.Z.-Inhalte erwerben Sie auf www.faz-rechte.de